Lord Kitchener.

Ein Charakterbild des verstorbenen englischen Kriegsministers.

Sehr häufig spricht man von einem Engländer und sagt: er ist ein typischer. Meist stimmt es nicht. Aber Kitchener war sicher eines der Urbilder von Engländertum, und wie die meisten solcher Art in Irland geboren (wenn sie nicht zufällig in Schottland zur Welt kamen). In seinem Falle jedoch ist der Stamm englisch unverfälscht und seine Geburt in Irland ein zufälliges Ergebnis der Umstände. Der typische Engländer hat, nach einem bekannten Witzblatt die meisten Eigenschaften eines guten Schürhakens — mit Ausnahme von dessen gelegentlicher Wärme. Kitchener nun war gerade gewachsen, stumm, eisenhart, ein brauchbares Werkzeug — nur warm war er nicht. Kitchener wurde vor 66 Jahren in der Grafschaft Kerry geboren, wo sein Vater, ein Oberstleutnant, mit einem

Earl Kitchene.

Dragonerregiment stationiert lag. Es war eine Zeit, da die Eltern Englands, von den Siegen der napoleonischen Zeit noch immer geblüht, den Kindern heroische Namen als Bürde fürs Leben mitgaben. Kitchener wurde Horatio Herbert getauft; und wie Nelson (dessen Familie gleich jener Kitcheners oder Kardinal Wolseys, oder Gainsboroughs, oder Tennysons, oder Walpoles, oder — Falstaffs aus East-Anglia stammte) ein Held war, so hatte der kleine Horatio die moralische Verpflichtung mitbekommen, ein Held zu werden. Sein Vater war Stabsoffizier und in natürlicher Folge kam der Sohn auf die Militärakademie Woolwich. Die Schule behagte ihm jedoch so wenig, daß er im Sommer 1870 lieber nach Frankreich ging, ohne Erlaubnis, den Krieg ein bißchen aus der Nähe anzusehen und um dort ein bißchen mitzutun; auf seiten der Franzosen natürlich. Mit 21 Jahren wurde er in das Ingenieurkorps eingestellt, und ein Ingenieur in des Wortes doppelsinniger Bedeutung ist er eigentlich bis heute geblieben. In Palästina und Zypern arbeitete er als Topograph und lernte, während die anderen jungen Offiziere sich amüsierten, gründlich Arabisch. Dann wollte er sich als Hauptmann zur ägyptischen Kavallerie versetzen lassen. Dem Prüfungskommissär gefiel die Art des Reitens des überschlanken, eleganten Offiziers nicht und beinahe wäre er zurückgewiesen worden (und England besäße heute Südafrika nicht). 1889 gehörte er zum Stabe der Nilexpedition, einige Jahre später wurde er Generaladjutant der Armee des Khediven, die er neu zu organisieren unternahm. „Der ägyptische Soldat ist der beste der Welt," sagte Oberst Kitchener, „wenn er nur nicht davonlaufen würde." Diese humoristische Aeußerung, vielleicht die einzige, die von ihm berichtet werden kann, hat er selbst zuschanden gemacht, denn unter seinem Drill und seiner eisernen Zucht wurde der Aegypter tatsächlich ein guter Soldat, der sich in den Sudanfeldzügen außerordentlich bewährte. Als Oberstleutnant schon hatte Kitchener den Posten eines Gouverneurs von Suakin, dem Roten-Meer-Tore des Nils, bekleidet, und in den Zusammenstößen mit den Truppen des Kalifen war es, daß er seine erste Verwundung, einen Hieb ins Kinn erhielt. Sein eigentliches Tätigkeitsfeld jedoch lag in Kairo, wo er im ägyptischen Kriegsministerium Reformen durchführte, die Lord Cromers Bewunderung errangen und den Grundstock zu dessen unerschütterlichem Vertrauen in die Fähigkeiten des jungen englischen Offiziers legten. „Tun Sie, was Ihnen gutdünkt," schrieb Cromer einmal an Kitchener während des Sudanfeldzugs, „ich werde alles gutheißen und alle Ihre Handlungen unterstützen und mit meiner Person decken."

Im Sudan galt es, den gefährlichen Umtrieben des Mahdismus, denen der Idealist und Mystiker Gordon zum Opfer gefallen war, ein Ende zu setzen. Eben war der Oesterreicher Slatin Pascha mit seiner schaudererregenden Erzählung „Feuer und Schwert im Sudan" nach Kairo gekommen und Cromer hielt den Zeitpunkt für günstig, militärisch einzugreifen. Das liberale Kabinett in London war eben gefallen und Lord Salisbury saß als Premier in Westminster. Und als am 1. März 1896 Menelik die Italiener besiegte, war auch ein äußerlicher Vorwand zum Losschlagen gefunden. Kurz vor diesen Ereignissen waren Lord Cromer zwei Projekte vorgelegt worden, die beide Gelder der ägyptischen Staatskasse in Anspruch nehmen wollten. Kitchener verlangte eine Summe, um den Feldzug zur Unterwerfung des Kalifen durchzuführen. Sie William Garstin dagegen wollte ein zivilisatorisches Werk beginnen, ein großes Reservoir im Nil zu bauen. Die Kommission, die über beide Vorschläge zu entscheiden hatte, entschloß sich zum Werke des Friedens. Kitchener war geschlagen. Als aber Lord Salisbury von diesem Wettstreit erfuhr, änderte sein Machtwort die Situation. Von Downing-street kamen neue Instruktionen und Kitchener erhielt seinen Krieg.

Sir Herbert, der stets in erster Linie ein Ingenieur, ein Geschäftsmann, ein Beamter, eine Kriegsmaschine war, berechnete genau, wieviel Truppen, wieviel Gelder, wieviel Hilfsmaterial er benötigen würde. Dann zog er aus. Seine kleine Armee beförderte er zuerst auf einer primitiven Eisenbahn, dann ließ er sie wie eine Gesellschaft von Vergnügungsreisenden auf den Dampfern der Firma Cook nach Assuan bringen und von dort aus nach Akasha. 4500 Kamele mit Proviant und Munition und 5000 Arbeiter begleiteten ihn. Natürlich baute er gleichzeitig eine Bahn. Bald darauf konnte der Weg, der Tage gekostet hatte, in ebensovielen Stunden zurückgelegt werden.

Die militärischen Erfolge waren keineswegs sehr hervorragender Art. Großes Feldherrntalent benötigte niemand, um die tapferen, aber minderwertig ausgerüsteten Derwische zu vernichten und den Weg nach Dongola freizumachen. Als Kitchener dort einzog, da waren seine Bemühungen ein Sieg über Verkehrshindernisse, über die Cholera gewesen. Jetzt aber kam der letzte Marsch, der Zug nach der Hauptfestung des Kalifen, nach Chartum. Da empörte sich die Wüste gegen die Herrschaft des weißen Mannes. Der gelbe Sand erglühte unter der tropischen Sonne und versengte mit seiner Hitze den Fuß, der ihn betrat; brennende, erstickende Winde strichen über die endlose spiegelige Fläche und warfen die Männer um; Pestilenzen und Ueberschwemmungen drängten wie böse Feinde nach und halten sich erschreckend viele Opfer. Die Wüste schien undurchquerbar. Kitchener befragte Experten, Militärsleute, Eingeborene; jeder sagte, eine Eisenbahn zu bauen sei eine Unmöglichkeit. Da beschloß Kitchener, eine Eisenbahn zu bauen. Er wählte Ingenieure aus und ließ Arbeiter kommen, Tausende und Tausende, die sieben verschiedene Sprachen redeten; jeder Handgriff mußte ihnen erst gezeigt, beigebracht werden; jeder Tropfen Wasser mußte von weither geschafft, jedes Pfund Zwieback von Kairo geholt werden; Getreide verschrieb er sich aus Rußland, Maschinen aus England, Lokomotiven aus Amerika; so kam die Bahn zustande. Sie bedeutete eigentlich das Hauptstück. Denn die Schlacht bei Omdurman, so schrecklich sie war, vom Standpunkt des Feldherrn war sie ein Kinderspiel. Mit Todesverachtung sprengten die Derwische in ihren weißen Burnussen heran und wurden von den neuen Maschinengewehren zu Tausenden, ja zu Zehntausenden einfach niedergemäht. Roß und Reiter, Frauen und Kinder, was im Bereich des Schlachtfeldes lag, ging elendiglich zugrunde. Der Kalif floh durch ein Tor der Stadt, während Kitchener mit seinem Stab am entgegengesetzten Ende als Besieger der Wüste einzog.

Der Sirdar, unbeweglich wie eine Sphinx, ließ an der Stelle, wo vor dreizehn Jahren Gordon von dunkelfarbigen Fanatikern erschlagen worden war, einen feierlichen Gottesdienst abhalten. Kanonen donnerten über den Nil, während die Priester Gebete murmelten und der Statthalter drei Cheers auf die Majestät ausbrachte. Der Union Jack flatterte vom Palast des Kalifen und überschattete in fünffacher Größe das bescheidene Fähnchen des Khediven. Dann tat Kitchener etwas, was die absolute Zertrümmerung des Mahdismus symbolisieren sollte. Er ließ das Grab des Mahdi, dessen Kuppel von Granaten schon arg durchschlagen war, öffnen, zerstören, den Leichnam herausheben und ihm den Kopf abschlagen. Der Schädel ging von Hand zu Hand und die gefangenen Derwische sahen zu. Der Sudankrieg war zu Ende. Von dieser Stunde an stammte die Oberherrschaft Englands über Aegypten von der Mündung bis zu den Quellen des Nils. Einer hatte den Feldzug mitgemacht, einer hatte das schreckliche Gemetzel, die schreckliche Zeremonie gesehen und alles beschrieben, ein junger Offizier und Zeitungsschreiber, Winston Churchill. Wenn Kitchener der Welt als grausamer, rücksichtsloser, brutaler General bekannt ist, so ist dies Churchills Werk. Die englische Presse unternahm natürlich sofort die üblichen Beschönigungsversuche, erzählte von der milden Behandlung der Gefangenen, von der zärtlichen Rücksichtnahme auf Verwundete, ob Freund, ob Feind — Churchill mit der Furchtlosigkeit seines Blutes stürzte auf die Lügner ein und warf Kitchener und seinen losgelassenen Soldaten Wahrheiten und Anschuldigungen ins Gesicht, die alles übertreffen, was je ein Feind des Landes hätte sagen können. Der Sirdar blieb unbeweglich, er verteidigte sich nicht, er sprach, wie gewöhnlich, nicht ein Wort. Sein Geschäft ist der Krieg und er führte es planmäßig und seinem Wesen entsprechend durch. Er hielt sich immer an den Grundsatz: „In so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eines ist, sind die Irrtümer, die aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schrecklichsten."

Bald nach der Schlacht von Omdurman zwang er den vom Sudan aus bis nach Faschoda am Weißen Nil vorgedrungenen französischen Major Marchand, seinen Marsch einzustellen. Die Begegnung der beiden Führer, in diesem Falle der Repräsentanten ihrer Nationen und Regierungen, bleibt ein historisches Kuriosum. Die Männer standen einander als Todfeinde gegenüber. Marchand hatte die Trikolore gehißt und Kitchener sagte ganz ruhig, daß nur die britische Flagge hier wehen dürfe. Krieg oder Frieden zweier großer Nationen lag in der Wagschale. Beide Männer waren hart; Kitchener war der Härtere. Die Trikolore sank — die schicksalsschwere diplomatische Unterredung endigte mit einem Whisky und Soda. Wie alles, was der typische Engländer beendigt.

Kitchener ging nach London und wurde wie ein Halbgott gefeiert. Damals begann die Jingopresse ihre wilden Derwischtänze, damals begann ein Teil der englischen Presse den Sinn für Proportionen zu verlieren. Wellington, genannt der „eiserne Herzog", war nach Waterloo sicherlich nicht mit größerer Begeisterung empfangen worden, als Kitchener, der stählerne Statthalter, nach Omdurman und Faschoda. Er erhielt den Dank des Parlamentes und einen Ehrensold von $150,000. Damit ging er wieder nach Aegypten zurück und blieb dort, bis der Südafrikanische Krieg ausbrach und die Dinge im Transvaal schief gingen. Kitchener hatte den Gang der Ereignisse vorausgesagt, denn er kannte die „redape"-Methoden, den Amtsschimmel des Kriegsministeriums zur Genüge und er kannte die Art seiner Landsleute, alle ihre Kriege lau, unentschlossen, unter dem Streite der politischen Parteien, der Ansichten, der Gesinnungen, der Gewissensstrupel und vor allem mit ganz ungenügenden Mitteln zu beginnen. Er wußte, daß unter solchen Umständen Sir Redvers Buller versagen werde, und er wußte, daß, vom englischen Standpunkt aus, der Transvaalkrieg erst richtig beginnen könne, wenn Lord Salisbury den kleinen Lord Roberts als Feldmarschall und ihn als dessen Generalstabschef nach dem Süden schicken werde. Die schnelle Organisation der zum Angriffe auf Bloemfontain-Pretoria bestimmten Armee ist auf sein Konto zu buchen. Als Truppenführer hatte er wohl Erfolg gegen Cronje; aber sein eigentliches Verdienst blieb, wie immer, seine Ingenieurarbeit, seine Ueberwindung von Verkehrsschwierigkeiten, so weit von der heimischen Basis, die glatte Abwicklung großer Transporte, die zähe und schlaue Arbeit des Unterminierens jeglicher Kraft des Gegners. Von Julius Cäsar borgte er das Mittel der Aushungerung als eine der wirksamen Waffen des Kriegs, und als Lord Roberts, der schon alt war und kein Blut fließen sehen konnte, nach England zurückging und ihm die Fortführung eines ruhmlosen und mühelosen Kleinkrieges oblag, da erfand er sein Blockhaussystem, das die Umspannung eines Gebietes, fast so groß wie Deutschland, mit Stacheldraht bedeutete, und nahm die Idee des Konzentrationslagers auf, die in der ganzen Welt scharfe Verurteilung gefunden hat.

Kitchener wurde Generalleutnant, erhielt den Titel Viscount und eine Ehrengabe von $250,000. Er wurde Oberbefehlshaber in Indien, Feldmarschall, Mitglied des Komitees der Reichsverteidigung. In Indien befestigte er die Stellung Englands gegen Rußland. Seine siebenjährige Tätigkeit in dem unterminierten, ewig gährenden, gefahrdrohenden Gebiete war nicht ohne organisatorische Erfolge. Er ließ die alten Truppenverbände auf und führte die kriegsmäßige Gliederung in Divisionen ein; er unternahm Manöver nach europäischem Muster (was in England auf den winzigen Manöverfeldern von Aldershot, Salisbury Plain und Curragh natürlich niemals nötig ist), und, „last not least", er gruppierte seine Regimenter nach Kasten und Rassen, so daß er im Falle von Meutereien immer ein Regiment gegen das andere auszuspielen vermochte. In das Jahr 1910 fiel sein dramatischer Konflikt mit dem Vizekönig Lord Curzon, dem die autokratische Militärherrschaft Kitcheners nicht paßte. Zwei der stolzesten Willen standen einander gegenüber. Die Entscheidung wurde in London politisch ausgetragen. Der Kriegsminister Brodrick wollte seinen Feldmarschall nicht entbehren und Curzon ging, tief gekränkt, in Pension. Auch K of K, wie Kitchener of Khartoum von seinen Soldaten genannt wurde, blieb nur wenige Jahre länger. Das nächste Kabinett war liberal, und John Morley, der neue Sekretär für Indien, wollte die Zivilverwaltung der Armee nicht aus der Hand geben, Kitchener nahm seinen Abschied. Man trug ihm die Sinekure eines Oberkommandanten des Mittelmeeres als Nachfolger des Herzogs von Connaught an. Er wies sie natürlich ab. Und dann schien es, als wäre für eine Persönlichkeit wie Kitchener im britischen Reiche nichts mehr zu tun übrig. Man bot ihm unter dem Gelächter Englands die Direktorstelle der London Chatam und Dover-Eisenbahn an. Schließlich besann sich auch das Kabinett und Kitchener wurde 1911 britischer Agent und Generalkonsul in Aegypten. Er besaß damit die Machtfülle eines Regenten.

Als England in den europäischen Krieg eingriff, wurde Kitchener zum Kolonialminister ernannt. Und wer die Methoden seiner kolonialen Kriegführung verfolgt hat, wird bei näherer Betrachtung die Punze seines Geistes in der ganzen englischen Strategie dieses Krieges wiederfinden.

Physisch gab Lord Kitchener ein Bild kraftvoller Männlichkeit. Ueber sechs Fuß groß, schlank; ein wohlgebildetes Gesicht mit hoher Stirn, das Haar gescheitelt; enorme Augenbrauen überschatteten die leidenschaftslosen, wasserklaren Augen; unter einer kräftigen geraden Nase lagerte ein machtvoller Schnauzbart; die Wangen waren ziegelrot, gebörrt von fünfundzwanzig Jahren Sonne der Wüste; er lachte nie und sprach nur, wenn er mußte. Er war ein einfamer, überaus herrischer Mensch von knirschender Schärfe, die sein Name phonetisch andeutet. Ohne Frau, ohne Anhang, ohne Freund. Wenn er in England war, lebte er in dem stillen Kathedralenstädtchen Canterbury inmitten seines blauen Porzellans ein ruhiges Landleben. Seine Soldaten liebten ihn nicht, sie fürchteten seine Härte. Ihren Gruß erwiderte er nicht, sie fanden nur Beachtung und Anwert, so lange sie marschieren und kämpfen können. In allen seinen Organisationen war bezeichnenderweise die Sanität immer am dürftigsten bedacht. Aber man muß es ihm zugute halten, daß, wo er hinkam, es keine Korruption, keine Weiber, keine Verschwendung gab. Seine Kriegskunst ist einfache Buchhaltung gewesen, seine Vorbereitungen waren kaufmännische Berechnungen. Es gelang ihm einmal, einen seiner „kleinen Kriege" um 300,000 Pfund Sterling billiger zu effektuieren, als sein Voranschlag angab. Er war sparsam wie ein Cityherr, ehrlich, aber auch gefühllos, amoralisch wie eine Rechenmaschine. Kitchener scheint weniger ein General als ein Manager seiner Kriege gewesen zu sein.

Der neue Indienweg.

Wien, im Mai.

Unseren auf ein halbes Säkulum gesetzten Leben erscheint oft chaotisch und widersinnig, was, von der Warte der Jahrhunderte betrachtet, dereinst unseren Urenkeln als folgerichtiger Gang der Geschichte sich darstellen wird. Zu oft vergessen wir mit unseren auf eine kurze Gegenwart gestellten Sinnen, daß im Leben des Volksganzen ein halbes Jahrhundert gleich ist einem Lebensjahr des Volkseinzelnen. So wird dereinst unseren Nachkommen, wenn die gewaltigen Vorgänge des vorigen und jetzigen Jahrhunderts überblickbar und in Epochen zusammengepreßt vor ihren Augen liegen werden, der Vormarsch des deutschen Musketiers in Rußland nicht anders erscheinen als die Vollendung des von den Orden der Schwertbrüder und Deutschen Ritter vor einem Jahrtausend in Kurland und Livland begonnenen Werkes. Unbegreiflich und entsetzlich erscheint uns heute manche Erscheinung des Hasses, mit denen uns Engländer und Franzosen verfolgen. Aber den Urenkeln wird es kein Rätsel mehr sein, da sie von unseren Tagen an den unaufhaltsamen Niederbruch der französischen Rasse zählen und die Jahre 1915 und 1916 als Datum in ihren Geschichtsbüchern anstreichen müssen, da Englands Weltherrschaft den ersten furchtbaren Stoß erhielt. Was uns Mitlebenden beinahe als Sinnesverwirrung, gleich der Sprachenverwirrung am Turmbau zu Babel, erscheint, werden die Nachfahren als die instinktive, ohnmächtige Wut des sich dem Untergange Nahefühlenden bezeichnen. Und während uns jetzt noch die ganze zivilisierte Erde in Kriegsglut und Qualm gehüllt erscheint, werden sie sehen, wie sich mitten im Kriegslärm und den Vernichtungsrufen unserer Feinde die Friedenszeichen bereits himmelhoch über den Rauch verbrannter Städte hoben. Das zu einer Zeit, wo England mit schier übermenschlicher Anstrengung und Angst die Kraft ganzer Völker opferte, um die Seewege nach Indien zu halten, Deutsche, Oesterreicher, Türken und Bulgaren mitten im Schwertgeklirr bereits an die Schaffung eines neuen Weges nach den Morgenländern gingen.

In einigen Wochen werden die Bürgermeister aller deutschen und österreichisch-ungarischen Donaustädte in Wien zusammentreffen, um zu beraten, wie Nordsee und Schwarzes Meer, Atlantik und Stiller Ozean zu verbinden wären, ohne daß englische Piraterie irgendwo Wegzoll zu erheben vermöchte. Während in Paris die Feinde Kriegsrat halten, um neue, verzweifelte Mittel gegen unser unaufhaltsames Vordringen zu suchen, werden die bis auf den Tod Befehdeten im Wiener Rathaus sitzen und den Grund zu einer wirklichen Gemeinschaft Mitteleuropas legen, an der alle Drosselungsversuche Englands zuschanden werden müssen. Rhein und Donau sollen durch einen für große Schiffe fahrbaren Kanal miteinander verbunden und so soll dem wirtschaftlichen Gebilde eines Mitteleuropa eine mächtige Lebensader geschaffen werden. Als vor 80 Jahren unter Ludwig dem Bayernkönig der erste Spatenstich zu dem Kanal getan ward, der seitdem Main und Donau verbindet, da mag wohl in den Köpfen der an der Feierlichkeit Beteiligten sich die Ahnung einer großen, aber doch traumhaften Zukunft gespiegelt haben. Aber daß mit diesem Wasserträßchen ein weltgeschichtlicher Gedanke, die Entdeckung und Schaffung eines dritten Wasserwegs nach Asien zum ersten Male greifbare Form annahm, das zu erkennen, blieb erst uns Nachgeborenen vorbehalten. Damals konnte Heine noch das Lied von den sechsunddreißig Monarchen schreiben, in deren Hut Deutschland schlief, Straßburg und ein großes Stück des linken Rheinufers war in den Händen der Franzosen, Rheinland und Westfalen litten schwer in ihrer Entwicklung unter der ständigen Gefahr eines feindlichen Vorstoßes aus Westen. Winzig, wie damals die deutsche Industrie, waren auch die Schiffe, für die der Ludwigskanal gebaut wurde, und je zahlreicher und höher sich nach dem deutschen Einigungskrieg an den nunmehr deutsch gewordenen und gesicherten Rheinufern die Zeichen der erwachenden Riesenkraft deutschen Gewerbefleißes erhoben, desto unzulänglicher wurde er. In der ungeheuren Entwicklung des Seeverkehrs, die mit der eben erfolgten Fertigstellung des Suezkanals einsetzte, schien der Gedanke, der mit dem bayerischen Kanal geboren war, untergegangen zu sein. Selbst als vor 10 Jahren im österreichischen Reichsrat Ministerpräsident Körber mit dem Milliardenprojekt einer Kanalverbindung zwischen Donau, Elbe, Oder und Weichsel hervortrat, war die Idee der Ausgestaltung der Donau zum kürzesten Asienweg noch nicht reif. Zwar wurde das Wasserstraßengesetz angenommen, aber erweckte nirgends Begeisterung, und es blieb auch bis auf einige Flußkanalisierungen Projekt. Man fühlte, daß ohne eine Sicherung des unteren Donaulaufes die deutsch-österreichischen Nordflüsse mit ihren Kanälen wie in einen Binnensee münden würden, aus dem es keinen Ausgang gab. Da brachte der Ueberfall der Deutschfeinde das Waffenbündnis mit der Türkei und Bulgarien, kam die Erstürmung Belgrads, und, fertig und blank wie die Siegesgöttin aus dem Haupt der Pallas Athene, sprang der Gedanke des dritten Wasserwegs nach dem Osten in den Völkern des Vierbundes auf. Wieder einmal erwies sich der alte Satz als richtig, daß ein folgerichtig aufgebauter Gedanke, mag er auch zehnmal achselzuckend beiseite gelegt worden sein, sich dennoch sofort in die Tat umsetzt, sobald die Vorbedingungen erfüllt sind. Die ungeheure werbende Kraft dieses gewaltigen Planes zeigt sich am besten darin, daß Elbe-, Oder- und Weichselstädte nunmehr ebenfalls ihre berechtigten Ansprüche an die Donau anmelden und die Ausführung der projektierten österreichischen Kanäle verlangen und betreiben.

Mit Recht lehren wir unsere Kinder, daß die Entdeckung des ersten Seewegs nach Indien durch Vasco da Gama ein weltgeschichtliches Datum sei, vergleichbar dem der Entdeckung Amerikas. Der Donner türkischer Geschütze weihte im Jahre 1869 bei Suez in Gegenwart der Monarchen der handeltreibenden Großstaaten den zweiten, um viele tausend Kilometer kürzeren Seeweg nach Indien ein. Und im Jahre des Heils, 1916, fliegen unter dem Krachen deutscher und türkischer Geschütze die Engländer aus Mesopotamien heraus, wo sie in Todesangst um Indien die letzte Schutzmauer aufzurichten versuchten. Idee genommen ist der dritte Weg von Nord- und Ostsee nach dem Persischen Meerbusen frei. Die Eroberung Antwerpens, die Erstürmung Belgrads, Gallipoli und Kut el Amara sind die weithin leuchtenden Wegzeichen. Daran vermögen alle Pariser Konferenzen, Präsident Wilson und tausend neue englische Dreadnaughts nichts zu ändern. Aufatmend vermögen wir trotz aller vergangenen und noch zu bringenden schweren Opfer in die Zukunft zu blicken. Sie wird eine arbeitsreiche und darum eine köstliche sein. Wenn aber einmal der Rhein—Donau-Kanal gebaut, Elbe, Moldau, Oder und Weichsel an die gewaltige Herzader der Mittelmächte angeschlossen sein werden, dann wird tausendfältige Frucht dem blutigen Sämann lohnen. Westfälischer Stahl und Kohle, Berliner Maschinen und Wiener Möbel, bayerisches Bier und Leder, württembergische chemische Produkte, Bücher aus Leipzig und Zucker aus Magdeburg sollen in Zukunft geruhsam, den schönen, schnellfließenden Strom nach dem fernen Osten hinabschwimmen, ohne daß ein feindliches Späherauge die Schiffe auch nur zählen kann. Die englischen Zwingburgen Gibraltar, Malta und Suez haben für uns die Schrecken verloren. Dann wird auch eine mächtige Flotte der Donaumächte auf dem Schwarzen Meer kreuzen, und vielleicht graben dann die Söhne der Soldaten, die heute mit Blut und Eisen die Wegfreiheit für Mitteleuropa erstreiten, bereits auch den Kanal, der das Pontische Meer mit dem Euphrat verbindet. Und dann, wenn nicht früher, wird das grausame, völkerknebelnde England am Ende seiner Macht sein!

— Die Scheu vor Nachäfferei darf nicht dazu führen, einem guten Vorbilde bloß deswegen nicht zu folgen, weil man in den Geruch eines geistlosen Nachbeters kommen könnte, und dadurch sich mancher Annehmlichkeit zu berauben.

Der Fall von Kut el Amara.

Während die französische Presse nach ihrer bekannten Methode der Täuschung des Volkes sich bemüht, die Katastrophe von Kut el Amara als einen unbedeutenden „Zwischenfall" abzutun, gesteht eine Meldung der Havasagentur aus London ein, daß die Nachricht davon selbst in England eine niederschmetternde Wirkung ausübte. Das Publikum von London, meldet Havas nach Paris, war zwar schon halb und halb auf die Nachricht vorbereitet, nichtsdestoweniger zeigte es sich bei der amtlichen Mitteilung von der Kapitulation Townshends sehr niedergeschlagen. Sie verbreitete sich am Samstagnachmittag gegen 5 Uhr in London, gerade als die Straßen von Westend sich mit Besuchern füllten, die aus den Nachmittagsvorstellungen der Theater kamen. Das Volk bewahrte Schweigen, aber jeder warf dem andern ausdrucksvolle Blicke zu.

Ein Rückblick

Am 2. November 1915, als die deutsche Eroberung Polens vollendet, der Vormarsch nach Serbien begonnen hatte, der Vierverband dagegen auf eine gescheiterte Offensive in Frankreich zurückblicken mußte und die Hoffnungen auf eine Einnahme Konstantinopels immer geringer wurden, verkündete Asquith der Welt unserer Feinde zum Trost, daß General Nixon's Streitmacht jetzt in greifbarer Nähe von Bagdad stünde. Und mit der bei englischen Ministern schon selbstverständlich gewordene Methode, den Generalen des Vierverbandes reichliche Lorbeeren auf Vorschuß zu spenden, fügte er hinzu: „Ich glaube kaum, daß im ganzen Verlauf des Krieges eine Reihe von Operationen vorsichtiger vorbereitet und hervorragender geleitet wurde und bessere Aussicht auf endgültigen Erfolg bietet, als der Vormarsch auf Bagdad". Bisher war auch alles gut gegangen: Im Oktober 1914 war Basra besetzt worden und Anfang 1915 hatten die Engländer den Vormarsch flußaufwärts angetreten. Vom 12. bis 14. April siegten sie bei Sheiba, am 3. Juni ergab sich Amara, am 24. Juli wurde Nasrijeh genommen, am 28. September Kut el Amara, und nunmehr schien der Fall von Bagdad unmittelbar bevorzustehen.

Es sollte anders kommen. In der Nähe von Ktesiphon fand der englische Vormarsch ein unrühmliches Ende; die allzu weit vorgeschobene Streitmacht General Townshends mußte nach Kut el Amara zurückgehen, und seit Anfang Dezember mußte sich das englische Publikum damit begnügen, den voraussichtlichen Sieger von Bagdad im Tigrisbogen eingeschlossen zu sehen und mit von Woche zu Woche steigenden Besorgnis auf den Entsatz zu hoffen. Beruhigende Meldungen des tapfern Generals wurden von Zeit zu Zeit im Parlament verlesen. Der König sandte eine ermutigende Botschaft an den Eingeschlossenen; in größter Eile wurde eine Entsatzexpedition zu Hilfe ausgesandt. Noch einmal flammte die Hoffnung des Vierverbands zu höchster Höhe empor, als der russische Vormarsch in Persien und der Fall Erzerums am 16. Februar die Möglichkeit eines Entsatzes durch russische Hilfe dem gutgläubigen Zeitungsleser wenigstens möglich erscheinen ließ. Mit ausschweifender Phantasie verkündete der Daily Telegraph am 15. März der Welt:

Die türkische Armee in Mesopotamien läuft Gefahr, durch eine Vereinigung der Russen mit den Engländern vernichtet zu werden. Die syrische Armee wird dann dasselbe Schicksal ereilen, und selbst wenn die mesopotamische Armee sich beizeiten noch sollte zurückziehen können, so wird sie auf der Verfolgung vollständig aufgelöst werden. Die militärische Lage der Türkei ist derartig, daß ein baldiger Sonderfriede in Aussicht stehen dürfte. Auch in Sofia ist man sich bewußt, was eine Kapitulation der Türkei bedeuten würde, und überlegt sich ebenfalls den Weg zu einem Sonderfrieden!

Wir kennen diese Entente-Phantasien aus der Geschichte von Antwerpen und Gallipoli. Es pflegte auf die ausschweifenden Erwartungen ein etwas unsanfter Rückstoß in die traurige Wirklichkeit der Dinge zu folgen. Im März und April scheiterte ein Entsatzversuch nach dem andern; statt eines greifbaren Erfolges kamen die Enthüllungen im Parlament und Presse, aus denen hervorging, daß nicht nur der Vorstoß Townshends auf Bagdad mit völlig unzureichenden Streitkräften erfolgt war, sondern daß auch bei der Entsatzexpedition des Generals Aylmer es nicht viel besser stand, daß namentlich der Sanitätsdienst vollkommen zusammenbrach, daß die Verwundeten in einfachen Flußbooten zurückgeschafft und allen Unbilden der kalten Nächte ausgesetzt waren, daß in der Schlacht bei Ktesiphon nur für 500 Verwundete Vorsorge getroffen war, während tatsächlich 4500 Verwundete zu behandeln waren, daß 600 Verwundete in einem Schiff mit nur einem einzigen Arzte, mit Ungeziefer bedeckt, in Bombay ankamen. (Morning Post 6 April und Times 14. März). Schließlich war es auch nicht mehr zu leugnen, daß unter den indischen Entsatztruppen Meutereien ausgebrochen waren. (Siehe Indiaman vom 14. April). Immer heftiger wurden die Angriffe der englischen Presse auf die ganze Unternehmung. Daily Telegraph vom 31. März nennt den ganzen Vorstoß auf Bagdad einen unentschuldbaren strategischen Fehler, der im günstigsten Falle nur nebensächliche Erfolge zeitigen konnte, während ein Mißlingen, ja nur eine Hemmung, einen höchst schädlichen Verlust an Prestige im ganzen Orient bedeuten müßte. Daily Mail vom 27. März nennt Townshends Expedition ein wildes Abenteuer, das an das Glücksspiel von Gallipoli erinnert. Es sei nur so zu erklären, daß man den Mißerfolg an den Dardanellen mit der Eroberung von Bagdad auszugleichen hoffte. Die Gründe für das Vorrücken von Kut nach Bagdad seien politischer, nicht militärischer Art gewesen. Als militärisches Unternehmen sei die Expedition die schlimmste, die je in diesem Kriege unternommen wurde. Je näher das unvermeidliche Ende der belagerten Festung heranrückte, um so angstvoller wurden die Vergleiche, die man zwischen dem heroischen, aber vergeblichen Aushalten Gordons bei Chartum und dem nutzlosen Widerstand des tapfern Townshend zog. Und immer deutlicher wurde andererseits die Erkenntnis, was bei den Kämpfen bei Kut el Amara auf dem Spiele stand. „In jedem andern Lande der Welt würde die einzig richtige Taktik ein Rückzug nach der See sein," sagte die Morning Post am 31. Januar, „aber in Asien kommt fast alles auf das Prestige an." — „Mit Bangen erwartet England (wie Daily Telegraph vom 18. Januar sagt) Nachrichten über das Schicksal der Streitmacht, die sich in den Rachen des türkischen Löwen stürzte, denn eine nur einigermaßen sensationelle Niederlage würde unsere Stellung in Persien, Afghanistan und in Indien selbst schaden; von größter Wichtigkeit für uns ist, daß auf diesem Kriegsschauplatz kein widriges Ereignis eintritt, das unser Prestige schädigen könnte." — „Die Soldatenehre erfordert den Entsatz von Townshend — meint die gleiche Zeitung am 15. April — und der gute Klang des englischen Namens in ganz Westasien hängt davon ab."

Das Ereignis, das England mit immer steigender Beklemmung vorausgesehen hatte, ist eingetreten. In Afghanistan und Indien wird die Nachricht der englischen Niederlage geradezu niederschmetternd wirken. Man möchte den Indiern von fabelhaften Siegen bei Neuve Chapelle und Loos erzählen, die der Orientale glauben mußte, weil er sie nicht nachprüfen konnte. Die Kämpfe der Inder in Mesopotamien sind innerhalb des indischen Horizonts ausgefochten worden und ihr beschämendes Ergebnis läßt sich nicht verheimlichen. Das bereits empfindlich geschwächte Ansehen Englands im Orient hat einen neuen verhängnisvollen Stoß erlitten, den die englische Presse von Woche zu Woche immer ängstlicher fürchtete. Und auch auf die Neutralen Europas kann das Ereignis nicht ohne Rückwirkung bleiben. Einst sollten die deutschen Schiffe wie die Ratten aus dem Loch herausgeholt und vernichtet werden, und es blieb der Drohung. Dann sollte die große Offensive im Westen die deutschen Heere an den Rhein zurückwerfen, aber bei Loos blieben sie unrühmlich stecken. Einst standen auch die englischen Truppen auf Gallipoli nur einige Meilen von dem letzten und entscheidenden Siege entfernt, aber in diesen wenigen Meilen gähnte ein verhängnisvolle Abgrund. Ohne zu wissen, welche historische Ironie sie damit heraufbeschwor, verglich Daily Chronik am 11. Januar kurz vor der Schlacht bei Ktesiphon, die Unternehmungen am Tigris und auf Gallipoli: „Die mesopotamische Expedition entwickelt sich zu einem Feldzug erster Größe. Die Schlachten am Tigris fangen an, mit denen auf Gallipoli vergleichbar werden. Die Ereignisse zeigen, daß etwas wie ein entscheidender Sieg erfochten ist. Die Vereinigung der beiden Heere Aylmer und Townshend ist jeden Augenblick zu erwarten."

Es war wirklich ganz wie bei Gallipoli!

Die Beute von Kut el Amara.

Konstantinopel, 9. Mai Bericht des Hauptquartiers. An der Irakfront im Abschnitt von Felahjieh nur zeitweise aussetzende Tätigkeit der beiden Artillerien. Das Steigen des Tigris hat auf beiden Seiten einen Teil der Gräben zerstört. Wir haben die unsrigen gleich wieder instand gesetzt. Die Namen der höhern Kommandeure, die bei Kut el Amara gefangengenommen wurden, sind folgende: Außer dem General Townshend, dem Kommandeur der 6. Puna-Infanterie-Division, der Divisionär Matios (?), die Kommandeure der 16., 17. und 18. Brigade, nämlich die Generale Dalas und Grades, darunter die Hälfte Europäer, der Rest Inder. Von den gefangenen Soldaten sind 25 Prozent Engländer, die übrigen Inder. Obwohl der Feind vor der Kapitulation einen Teil der Geschütze, Gewehre und Kriegsmaterial zerstörte und das übrige in den Tigris warf, verblieb noch eine Beute, die bis jetzt noch gezählt wird und mit leichten Ausbesserungen verwendbar ist, nämlich 40 Geschütze verschiedenen Kalibers, 20 Maschinengewehre, fast 5000 Gewehre und eine große Menge Artillerie- und Infanterie-Munition, ein großes und ein kleines Schiff, die gegenwärtig wieder verwendet werden, 4 Automobile, 3 Flugzeuge und eine Menge Kriegsgerät, das noch nicht gezählt ist. Die Waffen und die Munition, die in den Fluß geworfen wurden, werden nach und nach geborgen. Die Einwohner von Kut el Amara, die nicht zu uns hatten herüberkommen können, empfingen uns mit Freudentränen beim